

Kultur

Prix Goncourt, Prix Renaudot, Prix Femina

Napoléon-Fieber und Konjunktur für den Zeitroman

MEDARD RITZENHOFEN *

„Immerzu er, überall er, brennend oder eisig – sein Bild erschüttert mich unentwegt.“ Was sich bereits *Victor Hugo* eingestand, gilt mit Abstrichen bis heute. *Napoléon* treibt Frankreich um. In Erinnerung ist noch der sechsstündige Vierteiler, mit dem der Kriegsheld 2003 auf dem Bildschirm siegte. Wo der „letzte Gott der Schlachten“ (*Friedrich Sieburg*) noch die Zeit für seine imposante Korrespondenz hernahm, ist aus heutiger Sicht schwer erfindlich. Der Verlag Fayard hat mit dem 500 Seiten starken ersten Band von *Napoléons* „Correspondance générale“ ein editorisches Großprojekt in Angriff genommen. Bis zum Jahr 2008 sollen zwölf Bände mit mehr als 30 000 Briefen erscheinen. Gallimard ist mit dem *Napoléon*-Kritiker *François-René Chateaubriand* schon weiter. Von dessen „Correspondance générale“ erschien soeben der siebte Band (1824–1827). „Ich wünsche nur Ruhe für mich, Ruhm für den König und eine vernünftige Freiheit für Frankreich“, ließ *Chateaubriand* am 26. Dezember 1827 in einem Brief an seine Schwester wissen. Solch berechnende Bescheidenheit war *Napoléon* fremd. Das Rendezvous mit dem Ruhm bestimmte den Terminkalender.

In seinem brillanten historischen Essay „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte“ (1852) beruft sich *Marx* im ersten Satz

auf *Hegel*, der „irgendwo“ bemerkt habe, „dass alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen.“ *Marx* fährt fort: „Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce... Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alb auf dem Gehirn der Lebenden.“

Diese Reflexion trägt sich einem an, schaut man auf die vermeintlichen Wiedergänger von *Chateaubriand* und *Napoléon* in der aktuellen französischen Politik. Auf den Spuren des ersten wandelt *Dominique de Villepin*. Seine Liebe zur Poesie beweist er einmal mehr in seinem neuen Buch „Le requin et la mouette“ (Plon/Albin Michel), dessen Titel einem Gedicht von *René Char* entliehen ist. *Chateaubriand* war zuerst 1815 Innenminister bevor er 1822 zum Außenminister ernannt wurde, während es sich bei *de Villepin* genau umgekehrt verhält. Doch in ihrer biographischen Synthese aus Politik und Literatur sind sie der eine wie der andere „ministre poète comme il faut“. *De Villepins* Bücher mögen nicht an *Chateaubriands* „René“ oder dessen „Mémoires d'outre-tombe“ heranreichen, in politischen Dingen übertrifft er sein Vorbild. *Dominique de Villepin* hat gute Chancen, *Jean-Pierre Raffarin* als Premierminister abzulösen. Noch höher hinaus will *Nicolas Sarkozy*, den bren-

* *Medard Ritzenhofen* lebt als freier Journalist in Paris / Straßburg.

nender Ehrgeiz antreibt. Keiner Schlacht weicht er aus, keine Gelegenheit lässt er aus, daran zu erinnern, dass er der richtige Mann für den Élysée-Palast sei. Was Wunder, dass er in der Presse als neuer *Napoléon* apostrophiert wird. Zumindest *Sarkozys* eben erschienenenes Buch „*La République, les religions, l'espérance*“ (Éditions du Cerf) verrät napoleonischen Machtinstinkt. So wie sich der Erste Konsul 1801 durch sein Konkordat mit Rom der Sympathie der von der Revolution geächteten Katholiken versicherte, umwirbt *Sarkozy* die französischen Muslime. Mit Blick auf das rund viermillionenstarke Wählerpotenzial der zweiten Religion Frankreichs wächst der neue Parteichef der konservativbürgerlichen Union UMP umso leichter in die selbsternannte Rolle eines „*avocat des musulmans de la République*“. Bezeichnet der politische Draufgänger seine eigene religiöse Praxis als „episodisch“, so gehorcht seine Religionspolitik strategischem Kalkül. In dieser Hinsicht ist *Sarkozy Napoléon* nahe, wobei letzterer auch das zeremonielle Know-how der Kirche zu schätzen wusste. So befand auch ein *Napoléon*, dass Paris eine Messe wert sei. Nachdem der Senat ihn am 18. Mai 1804 zum Kaiser ernannt hatte, fand am 2. Dezember 1804 seine Krönung in der Kathedrale Notre-Dame statt. Im Beisein von Papst Pius VII. setzte sich *Napoléon* eigenhändig eine goldene Lorbeerkrone aufs Haupt.

„*Le Sacre de Napoléon*“ wird durch seinen 200. Jahrestag als historisches Thema geheiligt. Dass gleich vier Bücher unter diesem Titel erschienen sind, zeigt, wie richtig *Gérard Gengembre* schon letztes Jahr mit seinem Buch „*Napoléon l'Empereur immortel*“ (Gallimard) lag. Die „*Passion Napoléon*“ (Éditions Textuel) kennt keine Tabus mehr. War noch *Georges Lefebvre* in seiner grundlegenden Biographie 1935 davon ausgegangen, dass es einen *Napoléon* in Pantoffeln nicht geben könne, weil an dessen Vita auch das scheinbar Private politisch sei, macht uns *Frédéric Masson* nun mit „*Napoléon intime*“ (Tal-

landier) bekannt. *Serge Cosseron* steht nicht an, „*Les Mensonges de Napoléon*“ (Perrin) aufzutischen. In der charmanten Studie von *Michel de Decker* „*Les plus belles conquêtes de l'Empereur*“ (Belfond) mutiert der Feldherr zum Herzensbrecher. Über solche Schlüssellochperspektiven geraten kapitale Einsichten schnell aus dem Blick. So darf anlässlich des Bicentenaire des Empire daran erinnert werden, dass der „Kaiser der Franzosen“ von einer Insel stammte, die wenige Monate vor seiner Geburt 1769 noch zu Genua gehörte. Dass ein aus dem korsischen Buschland kommender Parvenu namens *Napoleone Buonaparte* die erste Republik Europas abschaffte und sich den höchsten Herrschaftstitel des Abendlandes anmaßte, setzte seiner beispiellosen Karriere buchstäblich die Krone auf. Zugleich verweist dieser grandiose Werdegang einmal mehr auf Frankreichs exemplarischen Umgang mit Menschen, die nicht innerhalb des Hexagons das Licht der Welt erblickt haben.

Le Goncourt: Le charme de l'Italie

Dass Frankreich seit jeher besondere Beziehungen zu Italien unterhält, belegt nicht nur der ursprüngliche Name seiner nationalen Ikone. Auch seine Sporen als junger General verdiente sich *Napoléon* im Stiefel. Indem der 28-Jährige persönlich die Brücke von Arcole in einem Nebental der Etsch stürmte, gab er seiner verzagten Armee ein Exempel seines unbedingten Siegeswillens und legte den Grundstein zu seinem späteren Mythos. Als *Napoléon* sich am 26. Mai 1805 zum König Italiens krönte, tat er das, wovon nicht wenige seiner Vorgänger auf dem Lilienthron geträumt hatten, allen voran der Renaissance-König *François I.*, der wie kein anderer „*le rêve italien*“ verkörperte. Auch französische Schriftsteller zog es nicht weniger südwärts als ihre deutschen Kollegen. „*Le charme de l'Italie*“ (Stendhal) erlagen *Montaigne*, *Rousseau*, *Chateaubriand*, *Dumas*, *Lamartine*, *Maupas-*

sant, Flaubert, Zola ebenso wie in jüngerer Zeit Marguerite Duras oder Philippe Sollers. Letzterer hat jetzt seiner fulminanten Liebe zu Venedig mit einem „Dictionnaire amoureux de Venise“ (Plon) gehuldigt. Nicht nur in Reisejournalen findet „le voyage d’Italie“ ihren Niederschlag. In Lamartines neapolitanischer Romanze „Graziella“ (1852), in Dumas’ Ode an die Freiheit „La San Felice“ (1864) und vor allem in Stendhals „La chartreuse de Parme“ (1839) verdichtet sich die ‘passion italienne’ zu Meisterwerken der französischen Literatur. An diese Tradition scheint der Roman „Le Soleil de Scorta“ von Laurent Gaudé anknüpfen zu wollen. Anfang November wurde er mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet. Mit Apulien hat der Autor eine italienische Region als Handlungsort gewählt, die – jenseits ihrer faszinierenden Baukunst im Mittelalter (apulische Romanik, Castel del Monte) – selten Beachtung findet. „Le Soleil de Scorta“ ist eine Familiensaga, die von 1875 bis heute fünf Generationen folgt. Am Anfang steht die Vergewaltigung eines Mädchens durch einen Strauch- und Tagedieb, die einen ewigen Fluch über dessen Nachkommen bringt. Der Sohn des „Missverständnisses“, Rocco Scorta Mascalzone, übertrifft den Vater noch an Gewalttätigkeit. Dessen drei Kinder wollen 1928 ihr Glück in Amerika machen, werden aber von der Einreisebehörde in ihre trostlose Heimat zurückgeschickt. Die gescheiterte Emigration wird – wie das gesamte Buch – im Rückblick erzählt von der jüngsten Tochter Roccas, einem weiblichen Urgestein des Mezzogiorno. Die vergebliche Flucht in die Neue Welt gehört zu den stärksten Passagen des Romans. Ansonsten spielt dieses apulische Atridenepos der kleinen Leute etwas zu betont auf der Klaviatur schicksalsträchtiger Klischees. Die erbarmungslose Sonne Süditaliens ist der Frische des Erzählstils nicht immer zuträglich.

Obwohl erst 32 Jahre alt hat sich Laurent Gaudé bereits mit zwei Romanen und elf The-

aterstücken hervorgetan. Dass sein dritter Roman nun mit dem renommiertesten Literaturpreis Frankreichs ausgezeichnet wurde, wäre in vergangenen Zeiten die frühe Krönung eines vielversprechenden Autors gewesen. Doch der Prix Goncourt, der im letzten Jahr sein 100-jähriges Bestehen feierte, ist nicht mehr das, was er einmal war. Die beigeleimte rote Bauchbinde mit seinem Namen garantiert schon lange nicht mehr die saftigen Verkaufszahlen von ehemals. Letztes Jahr konnte Jacques-Pierre Amettes Brecht-Roman „La Maîtresse de Brecht“ gerade noch die Verkaufsmarke von 100 000 überspringen. Die wirklich zugkräftigen Goncourt-Romane liegen mit Jean Rouauds „Les Champs d’honneur“ (1990), Tahar Ben Jellouns „La Nuit sacrée“ (1987) oder Marguerite Duras’ „L’Amant“ (1984) bis zu zwei Jahrzehnte zurück.

Mit „Le Soleil de Scorta“ wurde auch dessen kleiner, aber feiner Verlag Actes Sud in Arles ausgezeichnet. Damit konnten die Schriftsteller der Académie Goncourt den gängigen Vorwurf entkräften, sie seien bei ihrer Preisvergabe auf die Pariser Verlagsriesen Gallimard, Grasset, Albin Michel oder Le Seuil abonniert. Doch eine provenzalische Premiere macht noch keinen Goncourt-Genuss. Indem die zehn Richter der Tafelrunde „chez Drouant“ ihrem Appetit auf literarische Hausmannskost frönen, nimmt der erlesene Preis einen faden Beigeschmack an. So hat es der vor 17 Jahren als Gegenpreis ins Leben gerufene „Prix Goncourt des lycéens“ nicht schwer, der alten Institution den Rang abzulaufen.

Jüdische Schicksale

Denn Frankreichs Gymnasiasten beweisen mit ihren Prämierungen literarischen Instinkt: „Allah n’est pas obligé“ (2000) des von der Elfenbeinküste stammenden Ahmadou Kourouma, „La Joueuse de go“ (2001) der Sinofranzösin Shan Sa sowie „Farrago“ (2003) von Yann Appery wurden allesamt Pu-

blikumsrenner. Dass die Junior-Juroren die Nase vorn haben, bewiesen sie nicht zuletzt mit Laurent Gaudé, den sie bereits 2002 für dessen zweiten Roman „Le Mort du roi Tsangor“ auf den Schild hoben. In diesem Jahr ging der „Prix Goncourt des lycéens“ an Philippe Grimbert. Dessen autobiographische Fiktion „Un secret“ (Grasset) ist ebenfalls eine Familiengeschichte, allerdings von anderem Kaliber. Der Ich-Erzähler, ein jüdischer Junge in der Nachkriegszeit, erfindet für seine Spiele und Unternehmungen einen idealen älteren Bruder. Ohne jemandem davon zu erzählen, wird dieser imaginierte Bruder zum treuesten Weggefährten. Eines Tages aber erfährt der Junge von einer Freundin der Familie, dass dieser Bruder wirklich existierte, bevor er mit seiner Mutter, der ersten Frau seines Vaters, in ein deutsches Konzentrationslager deportiert wurde. So schwerwiegend und bedrückend die Aufdeckung des familiären Tabus ist, so lakonisch und deshalb berührend ist der Ton, in dem der gelernte Psychoanalytiker Grimbert das schreckliche Geheimnis lüftet.

Was dem Romanverlauf von „Un secret“ eine unerhörte Wendung gibt, wurde für die Preisträgerin des diesjährigen Prix Renaudot grausamste Wirklichkeit. Mit Irène Némirovsky und ihrem Roman „Suite française“ ging der Kritikerpreis an eine Schriftstellerin, die am 17. August 1942 in Auschwitz ermordet wurde. Die 1903 in eine jüdische Bankiersfamilie in Kiew geborene Autorin exilierte nach dem Ersten Weltkrieg in die französische Hauptstadt, wo sie dank ihrer Romane und ihres Umgangs mit bekannten Schriftstellern bald zu einem „enfant chéri des Lettres parisiennes“ („Le Figaro“) avancierte. „Suite française“, dessen bislang unveröffentlichtes Manuskript von der 74-jährigen Tochter Denise Epstein Anfang des Jahres dem Verlag Denoël angeboten wurde, besticht durch die hellsichtige Beschreibung menschlicher Niedertracht in einer Extremsituation. Vor dem Hintergrund der ersten Tage der deutschen

Okkupation und der Massenflucht vieler Pariser in den Süden, deren panische Atmosphäre in einem abgehackt-gehetzten Erzählstil wiedergegeben wird, fügt sich aus schlagartig beleuchteten Episoden das Bild einer sich auflösenden Gesellschaft. Von den Intrigen eines mittelmäßigen Schriftstellers über einen feigen Benzindiebstahl bis zum Lynchen eines jungen Priesters schraubt sich die Skrupellosigkeit einer Gesellschaft hoch, der mit dem Verlust der Souveränität jegliche Moral abhanden gekommen ist. Wenn die Autorin im zweiten Teil des Romans von der Liebe einer jungen Französin zu einem kultivierten deutschen Besatzungsoffizier erzählt, antizipiert sie auf verblüffende Weise Vercors wenig später erschienene Résistance-Novelle „Le Silence de la mer“ (1942).

Zeitromane à la française

Das besondere Flair und der ihr eigene Ton, die Irène Némirovsky in die République des lettres trug, bewahrte sie nicht vor der Deportation. Ist der erstmals posthum verliehene Prix Renaudot der Versuch einer späten Wiedergutmachung? Zweifellos macht der Preis den Namen der franko-russischen Schriftstellerin einem größeren Publikum bekannt, doch ihr letzter Roman hätte diese Ehrung nicht nötig gehabt. „Suite française“ ist ein zeitloses Zeitdokument erster literarischer Güte. Um Zeitgeschichte geht es auch in dem vielbeachteten Roman „Une vie française“ (Éditions de l'Olivier) von Jean-Paul Dubois, dem Frankreichs weibliche Preisjury ihren Prix Femina zuerkannte. Der Autor verknüpft die mittelmäßige Existenz eines typischen Antihelden mit der Geschichte der V. Republik. Der Roman beginnt am 28. September 1958 genau an dem Tag, an dem mit einem Referendum de Gaulles neue Verfassung angenommen wurde, und endet mit der zweiten Amtszeit Chiracs. Doch Kapitelüberschriften, die nach den sich ablösenden Präsidenten benannt sind, garantieren noch keinen Zeitro-

man. Die Kontrastierung der „heures et malheurs d'un pauvre type“ mit dem Lauf der Zeit, „l'infiniment grand“, führt zwar häufig zu komischen Effekten – wenn etwa ein abendlicher Flirt unfreiwillig zum Stillstand kommt, während „sich zur gleichen Zeit Armstrong und Aldrin die Füße auf dem Mond vertreten“ –, doch auf dem langen Weg der V. Republik geht dem Autor irgendwann zwischen Giscard und Mitterrand die erzählerische Puste aus und er verfällt in einen journalistischen Plauderton.

Ähnliches widerfährt Daniel Rondeau, der sich in seinem Roman „Dans la marche du temps“ (Grasset) auf einen Marathon durch das 20. Jahrhundert begibt. Der Erste Weltkrieg, die Oktoberrevolution, Kommunistenchef Jacques Duclos in angeregtem Gespräch mit deutschen Besatzungssoldaten, de Gaulles Triumphmarsch durch das befreite Paris, die Barrikaden der 68er auf der rue Gay-Lussac: Auf fast 1 000 Seiten reiht Rondeau am roten Faden einer Vater-Sohn-Story weltgeschichtliche Ereignisse aneinander. Doch wer immenses historisches Material zu Papier bringt und dabei aus seiner Sympathie für die stets den Kürzeren ziehende Arbeiterschaft keinen Hehl macht, schreibt deshalb noch nicht wie Émile Zola. Dubois wie Rondeau sind namhafte Publizisten, denen die Aufmerksamkeit der Pariser Presse sicher ist. Doch um einen echten Zeitroman zu verfassen, bedarf es mehr, als eine Chronik mit fiktionalen Elementen anzureichern.

Eine neue „Sagan des cités“ sehen dagegen manche Kritiker in Faïza Guène. Nicht nur hat die 19-jährige Einwanderer-tochter das Alter, in dem 1954 Françoise Sagan mit ihrem Roman „Bonjour tristesse“ schlagartig berühmt wurde. Wie die am 24. September dieses Jahres gestorbene Schriftstellerin versteht es auch Faïza Guène, dem Lebensgefühl einer Generation literarische Authentizität zu verleihen.

In ihrem ersten Roman „Kiffe kiffe demain“ (Hachette Littératures) beschreibt sie den Alltag einer 15-jährigen Beurette in einer tristen Vorstadt. Zwischen muslimischem Ehrenkodex, verführerischen Konsumwelten und sexistischer Anmache wird der Tag der Protagonistin zum ständigen Hindernislauf. Trotzdem setzt diese auf eine „révolte sans aucune violence“ und damit einen beredten Kontrapunkt zu Luc Bessons gewalttriefendem Machwerk „Banlieue 13“, das gerade in den Kinos angelaufen ist. Schon in ihrem Titel „Kiffe kiffe demain“, was soviel heißt wie „Liebe, liebe morgen“, bedient sich Faïza Guène jenes abgedrehten Banlieue-Slangs, der die Wörter verkürzt, verdreht, verstümmelt und damit die Sprache Molières nach allen Regeln jugendlicher Revolte explodieren lässt. Der Argot der Cités ist der letzte literarische Schrei und macht in den angesehensten Verlagshäusern von sich reden.

In einwandfreiem Französisch schreibt dagegen der Haitianer Lyonel Trouillot. Der Titel seines Romans „Bicentenaire“ (Actes Sud) erinnert nicht an die Krönung Napoléons, sondern an die Geburtstunde der ersten schwarzen Republik auf Haiti. Der aktuelle Bürgerkrieg in Port-au-Prince ist Thema dieses meisterlichen Zeitromans, in dem alle Figuren gezwungen werden, Position zu beziehen: „Fatalismus ist ein Luxus, den man sich nicht mehr leisten kann.“ Lyonel Trouillot hat ein packendes karibisches Sittengemälde in perlendem Französisch verfasst, das von urwüchsiger Kraft ebenso lebt wie von morbider Melancholie: „Welches Gewicht von fünfzig Tonnen ist auf unser Lachen gefallen? Welchen Sarg der Schmerzen tragen wir durch die Stadt?“ Trotz der Schwere des Sujets stellt sich hier jenes Plaisir de la lecture ein, mit dem der globale Literaturmarkt noch immer ein klassisches französisches Produkt im Angebot hat: Le bonheur de lire.